

Der zweite Block mit Studien von Nicolangelo d'Acunto, Alessio Fiore, Christoph Dartmann und Katrin Getschmann nimmt Norditalien unter die Lupe. Während d'Acunto und Fiore regionale Entwicklungen (Kommunalisierung, Versuch der Etablierung direkten herrschaftlichen Zugriffs durch das Kaisertum) und die Auseinandersetzungen zwischen Kaiser- und Papsttum vorsichtig zueinander in Bezug setzen, richten Getschmann mit der Reform des Klosters San Siso in Piacenza und Dartmann mit der Geschichtsschreibung von Landulf iunior ihre Aufmerksamkeit auf zwei Bereiche, die aus unterschiedlichen Perspektiven gut mit dem Beitrag von Dennis Drumm korrespondieren: Motive und Herausforderungen der Reformierung eines spezifischen Klosters und die *causa scribendi*, die weniger in dem Wunsch einer gesamtgesellschaftlichen Analyse zu suchen ist, als in den persönlichen Ängsten und Nöten des oder der Schreiber.

Der dritte Block schließlich blickt mit Jean-Hervé Foulon, Thomas Kohl und Charles West nach Westen. Foulon zeigt dabei, dass die eigentliche Streitlinie bei Abtswahlen in der Normandie weniger zwischen Herzog und Klöstern als vielmehr zwischen Bischöfen und Äbten verlief. Diese Konfliktlinie war um 1100 auch ein wesentlicher Grund für die Anlage einer Handschrift im Kloster von St. Laurentius in Lüttich. Charles West kann zeigen, dass die Mönche dabei auf älteres, von gregorianischen Reformern zusammengestelltes Material zurückgriffen, das unter anderem auch die Idee des päpstlichen Primats betonte. Ähnliches kann West auch für eine ebenfalls um 1100, aber in einem ganz anderen Kontext entstandene Handschrift von St. Arnulf in Metz aufzeigen. Thomas Kohl wiederum betrachtet die Konsequenzen der Exkommunikation für die Betroffenen. Weder ein allzu scharfes noch ein stumpfes Schwert sei sie in der Hand des Papstes gewesen – ihre Wirksamkeit hing eben weitgehend davon ab, wie gefestigt die politische Autorität des Exkommunizierten war.

Die Lektüre jeder dieser Studien lohnt sich, nicht zuletzt deshalb, weil sie ein wesentliches Ziel des Bandes gekonnt umsetzen: Regionale, lokale oder gar individuelle Antworten, Reaktionen oder auch Ignoranz auf gesellschaftliche Umbrüche und Herausforderungen in den Blick zu nehmen. Der Vergleich, inwieweit nationale Forschungsschwerpunkte dabei ähnliche Phänomene unterschiedlich gewichten, kommt dabei zu kurz, Feudalgesellschaft, Investiturestreit und Kommunalisierung werden abgesehen von der Einleitung Kohls kaum zu einander kritisch in Bezug gesetzt. Aber, wie eingangs erwähnt, kann dies von einem Sammelband nicht wirklich erwartet werden. Was geleistet werden konnte, nämlich auf das Potential zukünftiger regional vergleichende Studien in europäischer oder zumindest interregionaler Perspektive aufmerksam zu machen, ist eindrucksvoll gelungen. Jörg Peltzer

Wolfgang STÜRNER, Die Staufer. Eine mittelalterliche Herrschaftsdynastie, Bd. 1: Aufstieg und Machtentfaltung (975–1190). Stuttgart: Kohlhammer 2019. 391 S., 13 Abb. ISBN 978-3-17-022590-9. € 29,-

Es verhält sich nun keineswegs so, dass nicht schon moderne wissenschaftliche Handbuchdarstellungen zur Geschichte der Staufer vorlägen. Wollte man dieses Genre kurz Revue passieren lassen, so war wohl das 1972 erstmals erschienene, im Zuge der Stauferausstellung und ihren Folgen weit verbreitete Werk von Odilo Engels aus demselben Verlag wie das hier anzuzeigende Buch einschlägig. Trotz einer immensen, damaligen Druckvorgaben geschuldeten Komprimierung der Darstellung, die das Lesevergnügen in engen Grenzen hält, erlebte das Werk immerhin neun Auflagen (zuletzt 2010) und stellte mit seiner Orientierung an Geschehen, Quellenperspektive und Hausverständnis lange eine Referenz der

Forschung dar. Einen gewissen Gegensatz bildete dazu die 2006 erstmals erschienene, mittlerweile in 4. Auflage vorliegende Darstellung Knut Görichs, vom Umfang her deutlich geringer und daher notwendigerweise reduziert auf Grundlinien. Mit erkennbarer Lust an Argumentation und Thesenbildung wird dort entlang von Leitmotiven wie „Ehre“ und „Ruhm“ nach den handlungsleitenden Vorstellungen einer Zeit gefragt, vom Hauptaugenmerk her zumeist jenseits der älteren Forschungsfragen nach „staatlichen“ Herrschaftsaufgaben oder Hausinteressen.

Warum also ein weiteres Buch über die Staufer? Wenn sich schon die Geschichte der Zeit nicht neu erfinden lässt, so lässt sie sich doch anders darstellen – und genau hier liegen die Vorzüge der aktuellen Publikation. Nicht zuletzt ist diese Qualität dem immer klar argumentierenden, deutlich darstellenden und wohl geordneten Ductus des Autors zu verdanken, der geradezu mustergültig vorführt, wie eine Geschichtsdarstellung in klassischem Sinne, zielend auf Kenntnisvermittlung und größtmögliche Neutralität der Bewertung, ins Werk gesetzt werden kann. Die Staufer erscheinen dadurch nicht in einem gänzlich neuen Licht, doch gibt sich der Autor durchaus genügend Raum dafür, neue Nuancen herauszuarbeiten. Speziellere Forschungsfragen finden sich immer wieder angesprochen, jedoch im Text kaum als solche thematisiert – in kurzen Sätzen oder Halbsätzen im Text oder in den am Ende des Bandes angebrachten, zumeist auf Quellen verweisenden Anmerkungen trifft der Verfasser seine Entscheidungen in der Regel kurz und bündig, ohne sich in Diskussionen zu verstricken.

Der Umfang, der den einzelnen Phasen der staufischen Geschichte gewidmet wird, zeigt eine gewisse Konzentration auf die Frühzeit vor dem Aufstieg zum Königtum, der 75 Seiten gewidmet werden; die (nicht nur hier) etwas spröde scheinende Zeit Konrads III. wird auf 45, die Herrschaft Barbarossas hingegen auf 205 Seiten abgehandelt. Zum Vergleich: Die eingangs angeführten Darstellungen behandeln die ersten beiden Abschnitte praktisch gleich lang und räumen Barbarossa dann den etwa dreifachen Umfang ein (in absoluten Zahlen: Engels gliedert 22/24/70 Seiten, Görich hingegen 9/9/30 Seiten).

Die Gewichtung der Abschnitte im vorliegenden Band sorgt, wie gesagt, nicht unbedingt für eine grundlegende Neubewertung der Staufer, doch nutzt der Verfasser den Raum dazu, den Aufstieg der Staufer stärker als üblich in die Ereignisse und Strukturen der Welt um 1100 gerade auf der Ebene des Adels einzubetten. Dies hat den Effekt einer Distanzierung von der ansonsten üblichen Betrachtung der Staufer unter dem Vorzeichen des Königtums, ob man nun, wie die älteste Forschung, allein an dessen politisch-staatstragenden Handlungen interessiert ist, die Familie zwischen Herrscheramt und Lebenspraxis im „Haus“ betrachtet (Engels) oder aber nach dem mentalitäts-/sozialgeschichtlichen Ort königlichen Handelns fragt (Görich) – was alles selbstverständlich nie gänzlich ohne Berücksichtigung der adligen Voraussetzungen erfolgte, doch ohne die Handlungsfelder und Dynamiken, die die staufische Herrschaft sozusagen vorformen und später noch wesentlich bestimmen sollten, in dieser Deutlichkeit zu konturieren.

Diese Einbettung in die Zeit mag den ansonsten doch eher als Blitzaufsteiger gezeichneten Stauern zwar ein wenig den Nimbus der *Dei ex machina*, als die sie immer wieder erscheinen, verleihen, angefangen beim ersten unvermuteten Erscheinen um 1079, über den Aufstieg aus dem Überlieferungsnichts hin zu den prominenten, nicht immer nur loyalen *fidi milites* Heinrichs V., bis hin zum Überraschungserfolg von 1138, nach dem Scheitern höchster Ambitionen und einer fast unabwendbar scheinenden Herabstufung. Doch werden die Geschichte der Staufer und unser Bild von ihnen dadurch um eine Facette reicher.

Man muss sich schon schwer bemühen, um Kritikpunkte zu finden. Anzweifeln könnte man sicherlich die Sinnhaftigkeit der 13 schwarzweißen, mitunter recht kleinformatigen Abbildungen von zum Teil zweifelhafter Qualität (Abb. 5, S. 60; Abb. 8, S. 93), die so gut wie alle ohnehin bekannt, andernorts problemlos und in deutlich besserer Qualität zugänglich sind; es hilft auch nicht, dass die Bilder nicht immer in Bezug zum Text angebracht sind: So wird etwa der kein Kaiserbildnis repräsentierende „Cappenberger Barbarossakopf“ auf S. 50 erwähnt und auf S. 179 abgebildet, ohne dass eine inhaltliche Verbindung mit dem dort geschilderten zweiten Italienzug des Staufers herzustellen wäre. Doch können solche (vielleicht anderen Überlegungen auf Verlagsseite geschuldeten) Petitesse keinesfalls die Vorzüge eines Werkes schmälern, das die Geschichte der ersten Hälfte der Stauferzeit in einer wohl dosierten Länge so aufbereitet, dass der Fachmann hinsichtlich der Ereignisverläufe kaum etwas vermisst, während der eher nach Einführung suchende Leser hingegen ein ausreichend breites Panorama geboten erhält, das ihm die Zeit näherbringen kann. Beide Leser werden die stringente, seriöse und klare Darstellung des Autors schätzen.

Gerhard Lubich

Clemens REGENBOGEN, Das burgundische Erbe der Staufer (1180–1227). Zwischen Akzeptanz und Konflikt (Mittelalter-Forschungen, Bd. 61). Ostfildern: Jan Thorbecke 2019. 622 S., 28 Abb. ISBN 978-3-7995-4382-8. € 75,-

Clemens Regenbogen stellt in vorliegender Publikation die zentrale Frage „Wie gelang [es] [...] den Staufern und ihrem andechs-meranischen Nachfolger als an sich nicht in Burgund beheimateten Akteuren, dort einen Anspruch auf politische Überordnung zu artikulieren, durchzusetzen und ihm zur Akzeptanz zu verhelfen?“ (S. 22). Dabei geht er dem Ringen der Pfalzgrafen um Akzeptanz nach und muss letztlich deren Scheitern an Territorialisierung und Herrschaftsverdichtung konstatieren. Übergeordnet möchte die Studie damit einen „Beitrag zum Verständnis der politischen Ordnung des Stauferreichs um 1200“ (S. 29) leisten. Die Arbeit ist die für den Druck nur geringfügig überarbeitete Dissertationsschrift des Autors, die dieser 2017 bei der Universität Freiburg eingereicht und verteidigt hat.

Konzeptionell befasst sich Regenbogen mit Fragen nach Rang, Herrschaft, Macht und Akzeptanz, dabei nimmt er sowohl eine Top-Down- und Bottom-Up-Perspektive ein. Die zentrale Quelle für die Studie ist die urkundliche Überlieferung, historiografische Werke für Burgund sind leider nicht bekannt, nur vereinzelt können die Urkunden durch Nachrichten in Chroniken und Briefen ergänzt werden. Nach einer kurzen Betrachtung der historischen Entwicklung der Grafschaft Burgund bis hin zur Herrschaft Friedrichs I. Barbarossa und Beatrix von Burgund (S. 49–76) schließt sich die sehr ausführliche und detailgenaue, in manchen Abschnitten mit Längen behaftete Untersuchung in drei großen Kapiteln an.

Im ersten Abschnitt (S. 77–229) werden die zentralen Akteure betrachtet. Der Ansatz Regenbogens, die Personen und ihre Handlungen in Hinblick auf ihren Rang zu untersuchen, bietet interessante Perspektiven und Erkenntnisse; er stößt gleichzeitig auf Grund der Quellenlage im Hochmittelalter – wie der Autor selbst einräumt – aber auch an Grenzen. Pfalzgraf Otto erhielt als Erbe sowohl die Grafschaft Burgund von seiner Mutter als auch dazu passende Herrschaftsgebiete aus dem staufischen Erbe. Schlüssig kann Regenbogen über die ab 1189 in den Urkunden verwendete Bezeichnung „Pfalzgraf“ sowie die drei erhaltenen Siegel Ottos, welche er während seiner Archivreisen persönlich in Augen-